

**„Wie auch einige Dichter von euren Dichtern
gesagt haben ...“ (Apg 17,28):
Mein Weg als Theologe mit den Literaten und Literaturen
Abschiedsvorlesung am 6. Februar 2013
an der Universität Tübingen**

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Abschiedsvorlesungen sind wie Antrittsvorlesungen eine gute akademische Tradition, der ich mich gerne unterziehe. Doch will ich diese meine Vorlesung heute Abend weniger als Abschied, denn als Dank verstanden wissen. Zum einen, weil ich mich mit Erreichen der Altersgrenze weder aus Tübingen noch von der Universität verabschiede. Ich habe Ihnen als meinen Hörerinnen und Hörern, die Sie mir in diesem Semester von der ersten Vorlesung an bis heute in so großer Zahl die Treue gehalten haben, schon versprochen, dass ich im **STUDIUM GENERALE** unserer Universität einmal wiederkommen möchte, so mir Gesundheit geschenkt und die Arbeitsfreude erhalten bleibt. Und dieses Versprechen wiederhole ich heute Abend.

Zum Zweiten beseelen mich viel stärker als Abschieds- aufrichtige *Dankes*gefühle. Und die vor allem möchte ich zum Ausdruck bringen. Dabei werden Sie es mir gewiss nachsehen, wenn ich nur einige wenige namentlich erwähne, die zu dieser Stunde präsent sind und denen ich Dank schulde, an erster Stelle meine kleine und meine große Familie, deren Liebe ich über viele Jahrzehnte erfahren durfte: allen voran die meiner Frau Judith und meiner Mutter, die vor ihrem 90. Geburtstag steht. Nachsehen, wenn ich nicht alle namentlich erwähne, die zu diesem Abend oft von weither angereist sind: in erster Linie mein Freund und Kollege aus Brasilien, **Paulo Soethe** und **Frido Mann** aus München, mit denen zusammen ich 2009 das schöne Buch „Mutterland. Die Familie Mann und Brasilien“ publizieren konnte. Nachsehen, wenn ich nicht die vielen aus Tübingen und Umgebung eigens begrüße, denen ich herzlich verbunden bin und die sich für diesen Abend freigemacht haben: stellvertretend die Repräsentanten der Verlage Patmos, Gunther Narr sowie Klopfer und Meyer, aber auch die der Buchhandlungen Osiander und Wekenmann, die sich immer wieder neu für meine Bücher eingesetzt haben.

Doch etwas ausführlicher muss ich einige wenige Personen erwähnen, die symbolisch für vieles in meinem Leben stehen.

Dank Ihnen, verehrter Herr Dekan, lieber **Andreas Odenthal**, für Ihr Grußwort. Sie haben für eine Fakultät gesprochen, der ich seit 1969 verbunden bin, seit mich ein charismatischer

Lehrer namens Hans Küng damals von Bochum nach Tübingen zog. Es sind jetzt über 40 Jahre geworden, von Auslandsaufenthalten in Harvard und Jerusalem abgesehen, dass ich dieser Tübinger Fakultät für katholische Theologie angehöre. Es sind vier Jahrzehnte, in denen ich unendlich viel erlebt habe. Die **Krisen** dieser Fakultät, vor allem die Krise um den Missio-Entzug von Hans Küng 1979/80 mit allen den Verletzungen und Polarisierungen, die dieser römische Eingriff für unsere Fakultät, vor allem aber für Hans Küng und uns als seine Mitarbeiter damals bedeutet hat. Zugleich aber auch die schönen Seiten dieser Fakultät: all die höchst bereichernden Kooperationen mit einzelnen Fachkollegen. Unvergessen die Seminare mit **Walter Groß**, **Albert Biesinger**, **Jochen Hilberath** und **Ottmar Fuchs** entweder auf der Schnittstelle Theologie bzw. Exegese und Literatur oder zum interreligiösen Lernen. Unvergessen auch die kollegiale Zusammenarbeit in den beiden Graduiertenkollegs, an denen ich mitwirken konnte: Zur kulturellen Bedeutung der Bibel mit den beiden evangelischen Kollegen **Bernd Janowski** und **Volker Drehsen**, Zum Thema Globale Herausforderungen/Weltethos mit dem Juristen **Heinz-Dieter Assmann**, dem Religionspädagogen **Karl Ernst Nipkow**, dem Ethiker **Dietmar Mieth**, dem Sinologen **Ulrich Vogel** und insbesondere auch unserem damaligen Islamwissenschaftler **Lutz Richter-Bernburg**. Ihnen allen bin ich herzlich dankbar für eine mich ungemein bereichernde Zusammenarbeit. Neben der Arbeit mit den Studierenden und den Doktorandinnen und Doktoranden gehört diese gelebte Kollegialität und Interdisziplinarität zum Schönsten, was eine Fakultät und Universität einem schenken kann. Gerade auch dann, wenn Schüler wie **Georg Langenhorst** und **Christoph Gellner** die eigene Arbeit auf eigenständige wissenschaftliche Weise fortführen. Ein Geschenk ist auch die Zusammenarbeit mit Tübinger Künstlern wie **Eva Christina Zeller**, deren Lyrikband „Stiftsgarten“ ich unterstützen, mit **Helmut Zwanger**, dessen Gedichte, die „Tübinger Israeltrilogie“, ich begleiten und nicht zuletzt mit **Gunther Klosinski**, dessen bestechende Fotomontagen ich interpretieren durfte.

Aber Dank auch Ihnen, verehrter Direktor des Ökumenischen Instituts, lieber **Jochen Hilberath**, zunächst für die guten Worte heute Abend. Vor allem aber für viele Jahre ungetrübter Zusammenarbeit im Institut für ökumenische Forschung. Als Du, Jochen, 1996 nach Tübingen kamst, war das Institut längst meine geistige Heimat geworden, menschlich möglich gemacht durch zwei lebenswürdige Kollegen damals, mit denen ich noch heute freundschaftlich verbunden bin: **Hermann Häring** und **Urs Baumann**, in der Sache möglich gemacht durch das Ökumenismus-Verständnis von Hans Küng, der schon früh die doppelte Herausforderung eines christlichen Ökumenismus erkannt hatte und uns in das geistige Abenteuer „Ökumenische Theologie“ mitnahm. Es gilt, *ad intra* die binnenchristlichen Fragen zu bearbeiten, die zur Spaltung in Konfessions-Kirchen geführt haben, um diese Spaltung endlich in eine „versöhnte Verschiedenheit“ der Kirchen hinein aufzuheben. Und es gilt, *ad extra* die Fragen zu bearbeiten, die durch die großen Weltreligionen an den

Wahrheitsanspruch von Christen aller Konfessionen gestellt sind. Als Jochen Hilberath 1996 Nachfolger von Hans Küng als Direktor des Instituts wird, kann niemand ahnen, wie es weitergehen würde. Es ist für mich ein Geschenk des Himmels, dass Jochen Hilberath das Institut im Geist des doppelten Ökumenismus weitergeführt hat. Mit Leidenschaft und großem Sachverstand wie nur wenige katholische Dogmatiker seiner Generation hat er sich für die Überwindung der immer noch bestehenden kirchentrennenden Hindernisse eingesetzt. Ich erinnere nur an das Manifest „Abendmahlsgemeinschaft ist möglich. Thesen zur eucharistischen Gastfreundschaft“, das unser Institut 2003 zusammen mit dem Ökumenischen Institut des Lutherischen Weltbundes in Strassburg und dem Konfessionskundlichen Institut der EKD in Benheim herausgegeben hat und das vor allem die theologische Handschrift von Jochen Hilberath trägt. Unvergessen darüber hinaus, dass der neue Direktor auch den interreligiösen Dialog gefördert wissen wollte. Er machte mich mit meinen Kompetenzen in Religionstheologie zum Ko-Direktor des Instituts und richtete Lehrgänge für die Gewinnung ökumenischer und interreligiöser Dialog-Kompetenz ein. So findet in dem jetzt auch offiziell so genannten Institut für ökumenische und interreligiöse Forschung noch stärker als zuvor das Vermächtnis des doppelten Ökumenismus seine wissenschaftliche und lebenspraktische Umsetzung.

Dank schließlich auch Ihnen, verehrter Herr Prorektor, lieber **Heinz-Dieter Assmann**. Sie haben im Namen einer Universität gesprochen, an der zu lehren ich immer als Auszeichnung empfunden habe. Was Stadt und Universität Tübingen mir geistig bedeuten, habe ich nirgendwo deutlicher zu Ausdruck gebracht als in dem Buch „Mein Geist ins unbekannte Land. Dichter und Denker auf Tübinger Friedhöfen“, das ich zusammen mit dem Historiker Winfried Setzler und dem Fotografen Tilmann Rösch gestalten konnte. Ich habe dieses schön ausgestattete Buch meine „Liebeserklärung“ an Tübingen genannt, eine Stadt, die mich, dem Kind des Ruhrgebietes, von Hölderlin und Ludwig Uhland bis Ernst Bloch und Carlo Schmid, von Ferdinand Christian Baur und Johann Sebastian Drey bis Adolf Schlatter und Ernst Käsemann, die Faszination von Dichtung, Philosophie und Theologie erleben ließ – in einzigartiger Gleichzeitigkeit von historischer Tiefe und lebendiger Gegenwärtigkeit. Ich habe aber noch einen persönlichen Grund, Heinz-Dieter Assmann als Kollegen und Freund zu danken. Unvergessen die verschiedenen Seminare, die ich mit ihm, dem Juristen mit wirtschaftswissenschaftlicher Kompetenz auf der Grenze von Rechtswissenschaft, Literatur und Theologie durchführen konnte. Unvergessen vor allem das SS 2010, in dem wir beide in diesem Hörsaal die STUDIUM GENERALE Vorlesung zum Thema „Banken, Börsen, Spekulanten“ im Kontext der globalen Finanzkrise bestritten und dabei Fragen von Literatur, Wirtschaft, Recht und des globalen Ethos miteinander verknüpften, was den Untertitel unseres 2011 erschienenen Buches erklärt: „Börsen, Banken, Spekulanten. Spiegelungen in der Literatur, Konsequenzen für Wirtschaft, Ethos und Recht“.

Einen letzten persönlichen Dank aber will ich dem Mann zurufen, der mich seinerzeit nach Tübingen „gelockt“ hat: **Hans Küng**. Ich will nicht viele Worte machen. Was sein Werk bis hinein in das „Projekt Weltethos“ mir bedeutet, habe ich in meiner Rede zu Künigs 80. Geburtstag 2008 in diesem Hörsaal und noch einmal 2011 in meinem Buch „Leben ist Brückenschlagen. Vordenker des interreligiösen Dialogs“ zum Ausdruck gebracht. Ich möchte hier und jetzt nur so viel sagen: Hans Küng ist der mich prägende akademische Lehrer, dem ich auf meinem Weg viel verdanke. Er ist heute Abend unter uns. Und so bin ich froh, dass ich ihm meinen Dank direkt und öffentlich abstatten kann.

Sie alle bitte ich nach der Vorlesung noch ein wenig im Haus zu bleiben. Es ist ein kleiner Empfang oben vorbereitet, wo wir bei einem Glas Wein den Abend ausklingen lassen können. Sie alle sind herzlich dazu eingeladen. Dafür zu danken habe ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unseres Instituts, allen voran **Barbara Beck und Magdalena Ebertz**. Dank für die außerordentliche Mühe, die sie sich für diesen Abend gemacht haben.

Meiner Vorlesung habe ich den Titel gegeben: **“Wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben ...’ (Apg 17,28). Mein Weg als Theologe mit den Literaten und Literaturen.“**

„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält: Dieser Schlüsselsatz aus Max Frischs Roman „Mein Name sei Gantenbein“ will mir nicht aus dem Kopf, wenn ich beginne, aus meiner Geschichte zu berichten. Doch so brilliant der Satz formuliert ist: Ist alles Erfindung, alles Fiktion und damit künstlich gemacht, was man aus dem eigenen Leben erzählt? Gewiss: Jede Lebensbeschreibung ist immer auch Selektion und Rekonstruktion. Indem man zu erzählen beginnt, erfindet man auch, wählt aus den ungezählten Lebensmomenten aus, setzt in der Rückschau zusammen, was anfangs oft noch zusammenhanglos neben- oder hintereinander stand. Aber die Erfahrungen, von denen man erzählt, sind keine Erfindungen. Es sind Fundstücke des Lebens, authentisch Erlebtes, im Wahrheitsgehalt verbürgt freilich nur von einem selbst. Was ich somit von Prägungen durch die Begegnung mit Dichtung und Dichtern erzähle, ist mein Narrativ.

Ich spreche nicht von „der“ Literatur; jeder hat nur die seine. Ich spreche von Explorationen im Raum der Literatur, die mir die Sinne verschärfen half und die Sinnfrage stets neu aufbrechen ließ. **Patrick Roth** hat Schreiben „Totensuche“ und „Totenerweckung“ genannt. So ergeht es mir, wenn ich den „Club der toten oder lebenden Dichter“ betrete und „Geisterdialoge“ beginne, deren geistige Energie und ästhetische Schönheit mich oft mitgerissen hat. Wer der Literatur begegnet, schreibt **Ottmar Fuchs** in seinem schönen Buch „Im Raum der Poesie. Theologie auf den Wegen der Literatur“ von 2011 kann dabei „die Wirklichkeit von Psalm 31,9“ erleben, „nämlich mit seinen Füßen auf einen *weiten Raum*

gestellt zu werden“, kann eine Führung erleben, „die gläubige Menschen oft genug als Fügung erfahren dürfen, nämlich von Gott selbst in diesen weiten Raum gestellt zu werden, einen Raum, der nicht zuletzt der Wirksamkeit seiner schöpferischen Kraft in den Menschen zu verdanken ist.“ (S.19)

I. „DIESE WISSENSCHAFT“: MEPHISTOS WARNUNG, FAUSTS SARKASMUS

Noch kann ich nicht ahnen, was die Dichter mir einmal bedeuten, als ich diese Szene erlebe. Ich bin 18 Jahre alt. Es ist mein letztes Jahr als Gymnasiast vor dem Abitur in meiner Heimatstadt Oberhausen. Mein Deutschlehrer startet die übliche Rundfrage nach dem Fach, das wir nach dem Abitur zu studieren gedächten. Ich antworte: „Theologie“. Vor der ganzen Klasse zitiert er spontan Verse aus **Goethes „Faust“**, was durchaus nicht abschätzig, vielmehr sportlich-herausfordernd gemeint war:

„Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden.“

„**Diese Wissenschaft**“! Das Goethe-Zitat hat mich nicht abgeschreckt, sondern wachgerüttelt. Wer nach der Lektüre des „Faust“ Theologie studiert, ist „gewarnt“. Ich jedenfalls bin es. Ich konnte ja auch eine Schlüsselszene des Dramas nicht übersehen: Sie spielt genau kalkuliert in der Nacht von Karsamstag auf Ostersonntag und signalisiert nichts weniger als einen epochalen Kulturbruch. Denn Goethes Doktor Faust befindet sich in dieser christlichsten aller christlichen Nächte nicht mehr in einer Kirche, sondern in seiner Studierstube – und zwar als jemand, der auf *eigene Faust* nach der Wahrheit sucht, die er dort drüben – in der Kirche – nicht mehr findet. Noch hört er, was die Gemeinde drüben in der Osterliturgie singt, hört, wie sie den „neuen Bund“ in Christus feiert. Doch er selber bleibt außerhalb der Mauern der Kirche. Und seine Abgrenzung zur Welt des christlichen Glaubens ist scharf:

„Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich im Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.“

„**Weiche**“ Menschen: Mit einer Zeile ist hier die psychologische Religionskritik der Moderne vorweggenommen. Sie wird mit Sigmund Freuds Schrift „Die Zukunft einer Illusion“ (1927) erst im 20. Jahrhundert ihre volle Wirkung erzielen. Denn „weich“, so müssen wir dieses Wort verstehen, sind Menschen immer dann, wenn sie um ihr Leben zittern, an der Vernunft verzweifeln und mit ihren Krisen nicht fertig werden. Dann brauchen sie Religion, dann brauchen sie Glauben, dann brauchen sie Wunder - und zwar aus Schwäche, aus Angst. Sarkastisch weist Faust denn auch eine solche Einstellung zurück:

„Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,
Zu jenen Sphären wag' **ich** nicht zu streben,
Vorher die holde Nachricht tönt“

„**Ich**“ nicht! Nein, dieser Intellektuelle ist als Mann der Moderne zu „hart“, sprich: zu vernünftig, zu autonom, zu erwachsen geworden, um sich einen Rückfall in solche „Weichheit“ gestatten zu können. Theologie als Gift, das umso tückischer ist, als seine Wirkung zunächst „verborgen“ bleibt? Als „Arznei“, wie man sie Kranken verabreicht?

Nach diesen Warnungen weiß ich nun endgültig, dass ich das mir seit Kindertagen religiös Vertraute, die so sicher scheinende Glaubensgewissheit, die so wohlige kirchliche Geborgenheit würde radikal überprüfen müssen. Religion? Sie hatte ich gleichsam mit der Muttermilch aufgesogen, hatte mich in der Welt des Kirchlich-Katholischen so selbstverständlich bewegt wie ein Fisch im Wasser. Jetzt, zu Beginn des Theologiestudiums Ende der 60er Jahre, will ich alle Gegenargumente hören. Ich habe das Glück, dass meine akademischen Lehrer vor allem in Tübingen, bei denen ich am intensivsten höre, **Hans Küng** und **Jürgen Moltmann** allen voran, zu Beginn der siebziger Jahre ihrerseits die neuzeitliche Religionskritik theologisch ernst nehmen. Um der Unverfügbarkeit Gottes willen haben sie ein Interesse daran, sich mit den Argumenten der neuzeitlichen Religionskritik auseinander zu setzen. Der Religionskritik geben sie damit zwar nicht als Regulativ, wohl aber als Korrektiv zeitgemäßer Gottesrede einen bleibenden *theologischen* Ort. Unvergessen das Wort von Martin Buber, das ich jetzt in den Vorlesungen erstmals höre, schonungslos die „Gottesfinsternis“ der Zeit diagnostizierend: „Gott“? Das „beladenste aller Menschenworte“, keines „so besudelt“, „so geschändet“, „so zerfetzt“. Das passte zum geistigen Klima in Deutschland damals. Es dominierte der Neomarxismus der „Frankfurter Schule“. Adorno, Horkheimer und Habermas sind ihre Protagonisten.

Ich sehe mich noch mit 21, 22 Jahren in meinem Tübinger Studentenzimmer auf dem Teppich liegen und **Albert Camus' Roman „Der Fremde“** in mich aufsaugen. Tiefen Eindruck macht es auf mich, dass der „Held“ dieser Erzählung, Mersault, der nach einem für ihn undurchschaubaren Prozess zum Tode verurteilt worden war, noch in der Todeszelle jeden Trost durch den Vertreter der Religion ablehnt. Neben der Osternacht im „Faust“ ist mir kaum eine literarische Szene so gegenwärtig geblieben: Als der Priester den Gefangenen in seiner Zelle aufsucht, um mit ihm über seinen bevorstehenden Tod, über seine Sünden und Gottes Gerechtigkeit zu sprechen, verbittet sich der Camus'sche Held jede religiöse Betreuung und greift seinerseits den Priester in dessen ahnungsloser Unangefochtenheit

und Glaubenssicherheit an. Und ich musste mir eingestehen, dass ich spontan auf der Seite des „Fremden“ gegen den Priester war.

Es sind solch literarisch imaginierten Szenen, die mich herausfordern, bisher Ungedachtes zu denken, Verdrängtes anzuschauen. Orientierung geben sie mir zumindest für das, was ich *nicht* will. Noch habe ich keine „Position“. Weder so noch so. Ich kann und will mich nicht festlegen. Ich spüre nur: Religion als Form der Selbstvertröstung, als Form kindlicher Abhängigkeit, als Sinnkitt in einer ansonsten zerbrechenden Gesellschaft: diese Form von Religion hat keine Zukunft. Aber den Gottesglauben souverän von sich weisen wie Camus' Held oder wie Camus selber als „Mensch in der Revolte“ das Absurde „tapfer“ hinnehmen, zurück zum „Mythos von Sisyphos“? Wie aber „religiös“ bleiben, wenn einem der Wind der Ideologiekritik scharf ins Gesicht bläst?

Alles steht für mich auf einmal auf dem Spiel, vor allem meine Grundentscheidung, die Warnung Mephistos zwar ernstzunehmen, aber nichts desto weniger in „diese Wissenschaft“ einzusteigen. Aber die Klärung der Gottes-Frage? Würde ich Theologie weitertreiben können, ohne unglaublich vor mir selbst zu werden? Schauspielerei vor Gott und den Menschen? So tun, als ob? Alles offen lassen? Ich spüre, dass ich durch den „Feuer“-Bach hindurch muss, bevor ich weitermache. So oder so. Entweder verbrennt mein kindlicher Gottesglaube oder er erhebt sich reinerer Form daraus hervor. Die Begleitung des Buches „Existiert Gott?“ von **Hans Küng**, erschienen 1978, hilft mir. Eine strenge, aber intellektuell wahrhaftige Denkschule in der Auseinandersetzung mit der „Gottesfrage der Neuzeit“. Von Descartes und Pascal angefangen bis zu Feuerbach, Marx, Nietzsche und Freud bleibt kein Argument unbedacht: contra et pro .

Ich erinnere mich, wie mir vor allem die Auseinandersetzung mit der Feuerbachschen Religionskritik geholfen hat. Ich höre: Zweifellos spielen beim Glauben an Gott „Projektionen“ immer eine Rolle. Gemeint sind des Menschen Hoffnungen, Erwartungen, Sehnsüchte. Das ist unvermeidlich, weil zutiefst menschlich. Aber folgt daraus, wie Feuerbach behauptet, dass das Erhoffte, Erwartete und Ersehnte nicht existiert? Sollte alles sehnsüchtig Erlebte oder Erwartete nur Illusion sein? Vielleicht. Aber bewiesen ist das nicht. Der Hoffnung auf einen letzten Sinn, auf eine definitive Gerechtigkeit, auf eine persönliche Vollendung kann eine Wirklichkeit entsprechen. Auch sie ist nicht bewiesen. Aber für sie kann man gute Gründe haben. Was umgekehrt heißt: Auf der rein rational-argumentativen Ebene ist weder der Atheismus noch der Gottesglaube bewiesen. Für beides aber gibt es gute Gründe. *Auch* für den Gottesglauben. Er kann bejaht werden, nicht in einem blinden, sondern einem

„vernünftigen Vertrauen“, wie Küng sagt: also mit Gründen, die nicht weniger kritisch geprüft sein müssen als die Gründe der Religionskritiker.

Wieder ist es eine Leseerfahrung, in der sich sprachlich verdichtet, was ich noch unartikulierte suche. Ich stoße auf ein schmales Lyrikbändchen in rotem Pappumschlag. Es trägt den Titel „Leichenreden“ und erscheint 1969, für mich gerade zur „rechten Zeit“. Noch sagt der Name des Autors mir nicht viel, noch ist er auch kaum im deutschsprachigen Raum bekannt: **Kurt Marti (geb. 1921)**, damals noch evangelischer Pfarrer an der Nydegkirche zu Bern. Noch kann ich nicht ahnen, dass ich ihn einmal in seinem Haus in Bern, Kuhnweg 2, aufsuchen und eines meiner Schriftsteller-Gespräche mit ihm führen werde, nicht ahnen, dass ich sein Werk immer wieder kommentieren, Tagungen mit ihm durchführen und bis in seine allerletzten Jahre mit ihm korrespondieren werde.

Jetzt, bei der Erstbegegnung, beeindruckt mich vor allem Texte, welche die christliche Botschaft als politische, sprich: machtkritische, zur Sprache zu bringen. Zum Beispiel so:

„das könnte manchen herren so passen
wenn mit dem tode alles beglichen
die herrschaft der herren
die knechtschaft der knechte
bestätigt wäre für immer

das könnte manchen Herren so passen
wenn sie in ewigkeit
herren blieben im teuren privatgrab
und ihre Knechte
knechte in billigen reihengräbern

aber es kommt eine auferstehung
die anders ganz anders wird als wir dachten
es kommt eine auferstehung die ist
der aufstand gottes gegen die herren
und gegen den herrn aller herren: den tod“

Ich begriff: In der Nachfolge des auferweckten Gekreuzigten sind Christen unerbittliche Widerständler gegen die Verewigung der Herr-Knecht-Verhältnisse, wo immer sie bestehen. Und: Leidenschaftliche Protestleute gegen den Tod und die alles banalisierende Vergleichgültigung des Lebens. Vor allem begriff ich, dass beides zusammenhängt: Dem Tod die alleinige Macht lassen, hieße, die Machtverhältnisse auf Erden letztlich hinzunehmen. Der Tod wäre dann gerade nicht der egalitäre „Schnitter“, der alle gleich trifft, sondern vor allem ein Komplize der Mächtigen.

Die Fragen aber, welche die Geschichte freisetzt, weisen über diese hinaus. Es ist vor allem

die **Urfrage nach Gerechtigkeit**, von der man sich nur um den Preis des Fatalismus oder Zynismus achselzuckend abwendet. Man muss schon ein fatales Maß an Betroffenheitsresistenz entwickelt haben, um den Schrei der Opfer nicht mehr zu hören, den repressive Regime und Bürgerkriege auch gegenwärtig tagtäglich erzwingen. Und es ist ein *Philosoph* aus der Tradition der Frankfurter Schule, **Jürgen Habermas**, der in jüngster Zeit mehr als andere davor gewarnt hat, die Bedeutung des Faktors Religion abzuschreiben. Warum? Weil – so Habermas wörtlich – der „aufgeklärten Vernunft“ die „religiös konservierten Bilder vom sittlichen Ganzen – vom Reich Gottes auf Erden – als kollektiv verbindliche Ideale *entgleiten*“ (S. 30) könnten. Die praktische Vernunft verfehle ihre Bestimmung, so Habermas weiter, wenn sie nicht mehr die Kraft habe, „in profanen Gemütern ein Bewusstsein für die weltweit verletzte Solidarität, ein Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit, zu wecken und wachzuhalten.“ („Ein Bewusstsein von dem, was fehlt“, 2008. S. 30f.) Unvergessen ist mir, dass schon 1970 ein anderer der Großen der Frankfurter Schule, **Max Horkheimer**, in diese Richtung gewiesen hatte und zwar in einem Gespräch mit dem Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL. Soeben noch intellektuell in der Defensive, staune ich ob des Unerwarteten, als ich ausgerechnet von Horkheimer die Sätze lese: „Theologie bedeutet das Bewusstsein davon, dass die Welt Erscheinung ist, dass sie nicht die absolute Wahrheit, das Letzte ist. Theologie ist – ich drücke mich bewusst vorsichtig aus – die Hoffnung, dass es bei diesem Unrecht, durch das die Welt gekennzeichnet ist, nicht bleibe, dass das Unrecht nicht das letzte Wort sein möge ... Ausdruck einer Sehnsucht, einer Sehnsucht danach, dass der Mörder nicht über das unschuldige Opfer triumphieren möge.“

Ich lerne: das Unabgeholte in der Geschichte erheischt eine Antwort, welche die Geschichte selbst nicht geben kann. Eine Antwort auf Fragen, die durch noch mehr Säkularismus nicht stillzustellen sind. Sie schreien ja auch buchstäblich „zum Himmel“! Sehe ich recht, so sind es gegenwärtig vor allem *drei Gründe*, die einen Philosoph wie Habermas – bei allem Insistieren auf „nachmetaphysischem Denken“ – von rein „säkularistischen“ Konzepten Abstand nehmen lässt und ein anderes Narrativ vom Zustand des 3. Jahrtausends anbietet. *Zum einen* nötigen die selbstzerstörerischen Tendenzen der Moderne, die sich gegenwärtig vor allem in einem wildgewordenen Finanzkapitalismus und einem ungebremsen Klimawandel zeigen, zum achtsamen Umgang mit Quellen der Neuorientierung, die dem Strudel der Selbstzerstörung widerstehen können. *Zum anderen* verbindet sich mit dem immer intensiveren biotechnischen Zugriff auf den Menschen selbst die Frage nach den Quellen für ein Bewusstsein menschlicher Würde, das diesem Zugriff Grenzen setzen kann. *Zum Dritten* stellt sich die Frage, wo die Kräfte zum Widerstand gegen einen um sich greifenden religiösen Fundamentalismus gefunden werden können – wenn

nicht in den kritischen Potentialen der Religion selbst. Weltgesellschaftliche Neuorientierung, bioethischer Vergewisserungsbedarf und notwendige Religionskritik: In diesen drei Herausforderungen lässt sich das aktuelle Interesse von Habermas an den Deutungspotentialen der Religion bündeln. (nach W. Huber, in: DIE ZEIT vom 13.12.2012)
Szenenwechsel

II. JESUS INKOGNITO: DEN NAZARENER IN VIELEN GESTALTEN ENTDECKEN

Wie selbstverständlich hatte auch ich von Kindheit an das Wort „christlich“ in den Mund genommen: „christliche“ Offenbarung, „christliche“ Moral, „christliche“ Kirche. Es ist Hans Küng, der mich in Seminaren und Vorlesungen Anfang der siebziger Jahre wachrüttelt mit der Frage: Kann sich alles das, was sich „christlich“ nennt, wirklich auf den Mann aus Nazareth berufen? 2000 Jahre Christentum hin oder her – gefragt werden muss ganz neu; die alten Antworten reichen nicht mehr. Es gilt, die Rückfrage nach dem Jesus der Geschichte ernstzunehmen. Unerlässlich dafür ist das Gespräch mit der historisch-kritischen Exegese – für die Klärung der Ursprünge. Unerlässlich aber auch das Gespräch mit der zeitgenössischen Kultur und zwar für die Übersetzung des Ursprünglichen ist Heute.

Jetzt beginnen **für mich auch auf der wissenschaftlichen Ebene Schriftsteller eine Rolle zu spielen**. 1970 hatten zwei Autoren überraschend Jesus-Romane vorgelegt: **Frank Andermann „Das andere Gesicht“** und **Günther Herburger „Jesus in Osaka“**. Beides Zeitgeist-Produkte, heute vergessen, für mich aber, der ich jetzt immer stärker ein Grenzgänger von Literaturwissenschaft und Theologie bin, ein Eindruck von weichenstellender Bedeutung. Beide Texte werden in einem Küng-Seminar über „Neuere Jesus-Bücher“ behandelt, und plötzlich haben die Schriftsteller eine Stimme. Ich erlebe erstmals: Man lässt die Autoren ausreden, fällt ihnen theologisch nicht gleich ins Wort, redet ihnen aber auch nicht einfach nach dem Mund. Die Literatur aber hat ihren eigenen Wahrheitsanspruch in der Erschließung und Deutung von Wirklichkeit.

Das hat den Stil meines Umgangs mit Literaten und Literaturen bis heute geprägt. Als Literaturwissenschaftler respektiere ich von Anfang an die Autonomie des literarischen Dokuments, zugleich aber suche ich mit dem literarischen Text katalysatorisch Klarheit für eigene, existentielle Fragen oder seismographisch ein Gespür für geistige Energieströme der Zeit. Literatur gewiss nicht länger als *ancilla theologiae*, aber auch nicht ästhetizistisch als lebensisoliertes Kunstprodukt, vielmehr als „Ort“ für eine Theologie, die wach und sensibel ist für Suchprozesse von Menschen oder die in der Schönheit ihrer Form die Wirklichkeit von etwas vollkommen Schönem ahnen lässt. Ich suche **Begegnung** mit dem Kunstwerk, nicht dessen Vereinnahmung. Eine Begegnung, die nicht zur Vergegnung

verkommt, um ein Warnsignal von Martin Buber zu beachten. Kurz: Ich will Literatur und Theologie in ihrer jeweiligen Eigenständigkeit gefasst und dennoch aufeinander bezogen wissen. Eine **wechselseitige Herausforderung** ist mein Ziel.

Wie aber gehen denn maßgebende Autoren der deutschsprachigen Literatur nach 1945, etwa die der Gruppe 47, mit Überlieferungen des Christlichen um? Gottes- und Menschenbilder, biblische Stoffe und Motive, anthropologische Grundfragen, politische und ökonomische Machtfragen: Was haben die Dichter dazu zu sagen, so zu sagen, dass sie die Theologie zu einem anderen Denken herausfordern? Sie, die Schriftsteller, die meist in ideologiekritischer Distanz zur etablierten Religion leben und so in ihrer Freiheit oft einen schärferen Blick als andere auf die Wirklichkeit haben? Mit diesen Fragen werde ich konfrontiert, als ich mich auf Vorschlag von Hans Küng 1972 auf eine Promotion einlasse. Thema: „Jesus und die Dichter heute“. Zu untersuchen gilt: Was haben die maßgebenden Autoren der deutschsprachigen Literatur nach 1945 zur Figur Jesu zu sagen? Nicht die der „christlichen Literatur“, deren Protagonisten (von Reinhold Schneider bis Gertrud von LeFort) längst Geschichte sind? Vielmehr die einer neuen Generation von Lyrikern, oft jüdischer Herkunft: ein Paul Celan, eine Nelly Sachs oder Hilde Domin? Eine neue Generation von Dramatikern wie Hochhuth, Frisch oder Dürrenmatt? Von Hörspielautoren wie Marie Luise Kaschnitz? Oder Romanautoren wie Anna Seghers, Wolfgang Koeppen, oder Heinrich Böll?

Hier ist der Ort, des Mannes zu gedenken, der in dieser Zeit neben Hans Küng einer meiner Lehrer wird: **Walter Jens**, Altphilologe von Hause aus, Schriftsteller und Gründer des Seminars für Allgemeine Rhetorik in Tübingen. Noch kann ich nicht ahnen, dass ich einmal eine Gesamtdarstellung seines literarisch-theologischen Oeuvres vorlegen werde. Das wird 30 Jahre später geschehen, 2003, aus Anlass seines 80. Geburtstags unter dem Titel: „Walter Jens. Literat und Protestant“. Unvergessen unsere erste Unterredung 1974/75. Der Jesus der Dichter? Ich höre Warnungen: kein direkter Zugriff möglich, kein schulterklopfendes Eingemeinden (ich und der Herr Jesus), stattdessen: die oft *blitzartige Evokation* Jesu bei den Dichtern: der Clown bei Böll, ein „Narr in Christo“. Oder das Finden *objektiver Korrelate*: der „Fisch mit der Blutig gerissenen Kieme“ bei Nelly Sachs. Oder die *Spiegeltechnik*: das Anleuchten Jesu von Nebenfiguren her; er selbst bleibt ausgespart.

Alles in allem eine eher „keusche Annäherung“ an den Nazarener, höre ich von Jens zu meinem Erstaunen. Und horche auf. Es ist gerade die Literatur, die schon durch ihre Formentscheidung der Figur Jesu ihre Ungeheuerlichkeit läßt, ihre Unbegreiflichkeit, oft in scharfem Kontrast zur Domestizierung und Verharmlosung der Figur durch kirchlichen Gebrauch und Verbrauch. Mir wird klar, dass ich einen Fehler zu vermeiden hatte: Literatur

nur nach Inhalten abzusuchen. unter Vernachlässigung der Form, der Technik, des Stils. Kein kruder Inhaltismus! Es ist in der Tat vor allem die Schönheit der Sprache und die Stimmigkeit der Form, die mich immer wieder in Bann schlägt, wenn ich großer Literatur begegne. „Nehmen Sie etwa Hemingways ‚Heute ist Freitag‘ und Huchels Gedicht ‚Dezember 1942‘“, sagt Jens. So werde ich entlassen. Es ist das einzige persönliche Gespräch, das ich mit ihm vor Abgabe der Dissertation führe, zu der er, als das Buch 1978 erscheint, ein brillantes Vorwort beisteuert.

Das Leben dieser großen Lehrers ist, wie Sie alle wissen, seit Jahren nun schon von einer schweren Krankheit überschattet. Am 8. März diesen Jahres wird Walter Jens 90 Jahre alt. Anlass genug, dass seine Universität seiner Person und seines Werkes gedenkt: mit einer Festveranstaltung und einem wissenschaftlichen Symposion. Und zwar zu Beginn des kommenden Sommersemesters, am 3. und 4. Mai 2013. Der Direktor des Rhetorischen Seminars, Prof. Knappe und ich werden Vorträge beisteuern. Unter uns heute Abend ist Frau Inge Jens. Eine besondere Ehre und Freude nicht nur für mich. Ich grüße Sie, liebe Frau Jens. Unser aller Respekt gebührt Ihnen für ihr literaturwissenschaftliches und publizistisches Werk und auch für das, was die Krankheit Ihres Mannes Ihnen menschlich abverlangt.

Ich hatte damals keine Ahnung, dass der Tübinger Rhetor mir damit zwei literarische Kostbarkeiten überreicht hatte: **Ernest Hemingways** kurze Dialogskizze über die Kreuzigung Jesu aus seinem Prosaband „Men without women“ von 1927 und **Peter Huchels** Bethlehem-Stalingrad-Poem aus seiner Gedichtsammlung „Chaussee Chausseen“ von 1963. Heute weiß ich es. Über beide Texte habe ich gründlich gearbeitet. Vor allem **Peter Huchels Gedicht „Dezember 1942“** gehört für mich zu den bedeutendsten Gedichten der deutschsprachigen Lyrik nach 1945 überhaupt. Sieben Strophen, 14 Zeilen, und alles ist gesagt zum Thema Bethlehem aus der Perspektive des Jahres 1942:

„Wie Wintergewitter ein rollender Hall
zerschossen die Lehmwand von Bethlehems Stall.

Es liegt Maria erschlagen vorm Tor,
ihr blutig Haar an die Steine fror.

Landser ziehn ver mummt vorbei,
nicht brennt ihr Ohr von den Kindes Schrei.

Im Beutel den letzten Sonnenblumenkern,
sie suchen den Weg und sehn keinen Stern.

... aurum, thus, myrrham offerunt
Um kahles Gehöft streicht Krähe und Hund.

... quia natus est nobis dominus.
Auf fahlem Gerippe glänzt Öl und Ruß.

Vor Stalingrad verweht die Chaussee.
Sie führt in die Totenkammer aus Schnee.“

Ich kann an diesem einzigartigen Text lernen, was im Katastrophen-Jahrhundert für den literarischen Umgang mit biblisch-christlichen Motiven charakteristisch ist: Die direkte Konfrontation von Text und Kontext, Wort und Wirklichkeit. Sieben Zeilenpaare und schon ist diese Konfrontation hergestellt: Stalingrad und Bethlehem. Zwei Räume, zwei Zeiten in blitzartigem Wechsel. Und zwar so, dass das, wofür Bethlehem in der Geschichte der Menschheit steht durch das Grauen von Stalingrad zerstört, vernichtet, ausgelöscht zu sein scheint. Der Stall – zerschossen, Maria – erschlagen, die Magier – ohne Ziel, verloren im Weglosen. Endziel nicht Krippe, sondern Kriechen. Bedrückend dicht immer beides zugleich in diesem Text. Das eine nicht ohne das andere. Noch nie ist in der deutschen Literatur auf so kurzem Raum und in so dichten Verspaaren die Konfrontation von Botschaft und Brutalität erfolgt. Erst Dichter unserer Zeit (und Huchel ist einer der begnadesten!) sind gezwungen, „offerunt“ auf „Hund“ und „dominus“ auf „Ruß“ zu reinem. Biblisch-Christliches? Es wird im Modus seiner radikalen Verkehrung gezeigt, *muss* unter diesen geschichtlichen Voraussetzungen gezeigt werden.

Noch einmal Szenenwechsel.

III. Die Rebellion gegen Gott vor Gott: Eine Begegnung mit Wolfgang Hildesheimer und die Entdeckung Heinrich Heines

Auch wer im Akt eines „vernünftigen Vertrauens“ Ja zu Gott sagen kann, bleibt angefochten, findet seinen Glauben immer wieder erschüttert vor allem durch Erfahrungen des maßlosen Leidens Unschuldiger. Es ist für einen Christenmenschen die Anfechtung schlechthin, philosophisch-theologisch gebündelt unter dem Stichwort „Theodizee“. Seit Leibniz mit seiner Schrift von 1710 dieses Wort prägte, hat es die unterschiedlichsten Reaktionen provoziert. Traditionelle christliche Theologien zogen der Anfechtung durch eine Demuts- oder Liebestheologie den Stachel Religionskritischer Atheismus hielt sie für erledigt entsprechend dem sarkastischen Bonmot des großen französischen Autors Stendhal, auf das selbst ein Nietzsche „neidisch“ war: „Er“, Stendhal, habe ihm „den besten Atheisten-Witz weggenommen“, den gerade er hätte machen können, bedauert Nietzsche in seiner „Ecce Homo“- Schrift: „Die einzige Entschuldigung Gottes ist, dass er nicht existiert“. Ist das so sicher? Es sind gerade große Schriftsteller, in deren Werk die Gottes-Frage brennt. Nicht nur bei „Klassikern“ wie Dostojewski und Tolstoi, Kafka und Camus, sondern auch bei Autoren der Gegenwart.

Zum Beispiel bei **Wolfgang Hildesheimer** (1916-1991). Noch während meines Germanistik-Studiums stoße ich auf seinen Roman „Tynset“ von 1965. Und noch heute fasziniert mich der Grundeinfall des Romans. Er schildert, ausgelöst von Assoziationen rund um das Zauberwort „Tynset“, nichts anderes als eine Bahnstation im Norden Norwegens, auf die der Protagonist beim Durchblättern des Kursbuchs der Norwegischen Reichsbahn wie zufällig stößt, er schildert Erfahrungen eines Menschen, der während einer einzigen Nacht, meist bettlägerig, alle möglichen Räume und Zeiten durchmisst und doch immer nur auf neue Rätsel stößt. Dazu gehört auch eine nächtliche Meditation des Ich-Erzählers über die biblische **Geschichte des von Gott verworfenen Kain**. Kritische Fragen brechen auf, Fragen an die bisher so fraglos hingenommene Ordnung des Schöpfergottes. Von „Willkür“ Gottes ist die Rede, von einer „Laune“, ja von einer Schuld Gottes am Menschen.

„Schuld“ Gottes? Nie hatte ich darüber nachgedacht. Nie das zu denken gewagt. Sollte es so etwas geben? Nicht nur, dass der Mensch sich an Gott, sondern sich Gott auch am Menschen versündigt? Er, der Heilige, der Gerechte, der Barmherzige? Und der Fall des Kain? Kains Verwerfung durch Gott wird ja in der Tat nicht durch dessen Schuld gerechtfertigt. Wo soll die auch herkommen so kurz nach der Schöpfung, mit nicht mehr als vier Menschen auf der Erde? Das „schreiende Unrecht“? Muss es nicht in der Tat Gott angelastet werden. Gott „behagte“ es offenbar, Kain zu verderben. Mit all den Folgen für die Menschheitsgeschichte. Umso so schlimmer für Gott?

Ich stoße hier auf einen theologisch brisanten Fragekomplex und beginne, dieses **Motiv der Schuld Gottes** weiter zu untersuchen. Ich finde es bei zwei weiteren Autoren der Gegenwartsliteratur: in den Holocaust-Arbeiten des jüdischen Schriftstellers **Elie Wiesel** und in einem Pfarrer-Roman von **Hartmut Lange** unter dem Titel „Die Selbstverbrennung“ von 1982. Wieder sind es die Schriftsteller, die mich mit radikalen Fragen konfrontieren. In ein Laboratorium des Geistes versetzen. Jetzt aber finde ich in meiner Fakultät einen Partner, den Alttestamentler **Walter Groß**, der bereit ist, mit mir zusammen die von der Literatur ausgehende Provokation exegetisch, theologiegeschichtlich und systematisch-theologisch zu durchdenken. So entsteht unser gemeinsames Buch, dessen Titel ein Zitat aus einer Gottesrede beim Propheten Jesaja aufnimmt: „Ich [Gott] schaffe Finsternis und Unheil.“ Was unseren Untertitel erklärt: „Ist Gott verantwortlich für das Übel?“. Erschienen 1992, ist dieses Buch bis heute gültiger Ausdruck meiner Auseinandersetzung mit der Theodizee-Frage. Sie bleibt eine brennende Wunde, auch für einen Mann wie Wolfgang Hildesheimer. Denn vor Veröffentlichung unseres Buches hatte ich das direkte **Gespräch mit ihm** gesucht und zwar im Rahmen meiner Werkstatt-Gespräche mit Schriftstellern.

Im Januar 89 mache ich mich auf den langen Weg in schweizerische Städtchen Poschiavo an der italienischen Grenze, Hildesheimers langjährigem Wohnort, wo sich seit 1991 auch

sein Grab befindet. Unerwartet treffe ich auf einen Mann, der jetzt, 25 Jahre nach „Tynset“, mehr denn je über Fragen der Religion nachzudenken bereit ist, ohne die Kains-Frage verdrängt zu haben. 1986 nämlich hatte er den Auftrag eingelöst, bei einer Aufführung von Mozarts „Requiem“ Gegentexte beizusteuern, kritische Kommentare zu den liturgisch vorgegebenen Teilen. Ein Auftrag, den der Mozart-Biographen Hildesheimer nutzt, um sich neu auf die Gottesfrage einzulassen. Und wie! Unvergessen ist mir, dass Hildesheimer uns Gäste einläd, mit ihm zusammen das Video „seines“ „Requiems“ anzuschauen. Unvergessen auch, wie gebannt er selber die Aufzeichnung noch einmal betrachtet. Es waren ja auch leidenschaftliche Texte, die Hildesheimer verfasst hatte, eine Art Anti-Requiem unter dem provokativen Titel „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe nicht“! Bewusst hatte Hildesheimer sich hier in die Rolle eines „Gläubigen“ versetzt, um nun mit Gott, als ob es ihn gäbe, einen Dialog zu führen. Einen „Akt fundamentaler Selbstverfremdung“ habe er vollzogen, wird er später sagen. (GW, Bd. II, S. 807) Und so ist sein ganzes Anti-Requiem eine einzige Aufforderung an Gott selbst, den Naturzerstörern und Schöpfungsschändern die ewige Ruhe *nicht* zu gewähren. Der Richter Gott wird aufgefordert, den „unbeirrbareren Eingreifern“ in die Schöpfung entgegen zu treten und ihnen seine Gnade zu *entziehen*:

„Wäre ich gläubig, wollte ich den Herrn anrufen: ‚Lass sie an deiner Gnade nicht teilhaben! Bestrafe sie, bevor das Ende der Menschheit auf der Erde kommt, das sie vorbereitet haben. Denn an diesem Tag werden die Gerechten mit ihnen zugrunde gehen, die Unschuldigen. Gib ein Zeichen, Herr, - so würde ich sagen, wäre ich gläubig - , dass Du diesen dies irae wirklich kommen lässt. Wir wollen Zeugen sein – so würde ich sagen -, wie Du den Unterschied zwischen Gut und Böse machst.“ (GW Bd. II, 726f.)

Es ist genau dieser unerwartete Mischung, die mich bei Hildesheimer in Bann schlägt, dieses einzigartige Wechselspiel: Der Ungläubige in der Rolle des Gläubigen, der so tut, als ob; der Atheist im Gespräch mit Gott, als ob dieser existierte; der Religionslose, der Gottes Gericht beschwört, obwohl er weiß, dass Gott nicht antwortet. Aber er braucht in seinem „prophetischen“ Zorn angesichts der ökologischen Katastrophen einen Adressaten für seine Klage und Anklage, eine Instanz für den Unterschied von Gut und Böse, ein Ohr für seine Verzweiflung. Jüdisches Erbe ist hier in Hildesheimer neu durchgebrochen, und die „Rolle“ des Propheten sollte dem Anliegen neuen Ernst verschaffen! Welch eine Gottesrede für einen „Ungläubigen“. Man muss schon ein Dramatiker wie Hildesheimer sein, um die Rollendramaturgie derart zu beherrschen und in einer Rolle sich verbergend-enthüllend so zu offenbaren, dass im Spiel der existentielle Ernst nicht verloren geht. Nur im Raum der Literatur sind solche Rollenspiele möglich: das Experiment „Gottesrede“ im Munde eines selbsterklärten Ungläubigen.

Mir wird nach solchen Erfahrungen mehr und mehr bewusst: Auch bei Hildesheimer vollzieht sich gegen Ende seines Lebens das **Drama des Intellektuellen** in unserer Zeit. Es ist Drama des Aufgeklärten, der alle Argumente neuzeitlicher Religionskritik kennt und auf sich

anzuwenden versteht, der aber trotz allem an der Gott-Rede festhalten will. Ich spüre, dass ich diesem Drama geschichtlich weiter nachgehen muss und finde: In der deutschen Literatur hat niemand dieses Drama existentieller durchlebt und brillanter literarisch bearbeitet als **Heinrich Heine**. Gehört doch Heine neben Nietzsche zu den geistreichsten Religionskritikern deutscher Sprache überhaupt. Witziger und sprachlich funkelnder als andere hat er gegen Verbrauch und Missbrauch der Religion angeschrieben, gegen das „Eipopeia vom Himmel“, mit dem man „einlullt“, wenn es greint, das Volk, „den großen Lümmel“. Aber zugleich erlebt derselbe brillante Religionskritiker unter dem Eindruck des Zusammenbruchs seines Körpers („Rückenmarkschwindsucht“) eine religiöse „Umwandlung“: eine „Rückkehr zum Gott unserer Väter“, eine „Heimkehr“ zum Gott der Hebräischen Bibel. So Heine wörtlich. Das hat mich herausgefordert, dieses „Drama eines Intellektuellen in der Moderne“ in einem Buch über Heine ausführlich zu beschreiben: „Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe“ (2002).

Ein spätes Gedicht ragt dabei heraus. Es ist mir kostbar. Heine braucht ganze vier Strophen und 16 Zeilen, um das gesamte neuzeitliche Theodizee-Problem buchstäblich zu verdichten:

„Lass die heiligen Parabolen,
lass die frommen Hypothesen –
suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Ross der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler –
Aber ist das eine Antwort?“ (11,201f.)

16 Zeilen und „Rechtfertigung Gottes“ ist **als Frage** aufgeworfen, genauer als **Verweigerung von Gerechtsprechung!** Keine Antwort befriedigt. Die Fragen bleiben. Es sind wahrhaftig nicht nur die seien. Heine hatte damit eine Tradition aufgenommen, die tief in der Hebräischen Bibel verwurzelt ist, in der Frömmigkeitspraxis von Christen und Juden aber allzu oft verdrängt wurde: die Tradition des anklagenden Gebetes, des Haderns mit Gott, der Rebellion gegen Gott vor Gott. Als ich das verstanden hatte, half es mir, einer Alternative zu entkommen, der ich in Philosophie und Theologie der Gegenwart immer wieder begegnet war: Angesichts des Bösen entweder die Existenz Gottes zu leugnen und Gebete für sinnlos

zu erklären oder das Übel demütig hinzunehmen und mit Verweis auf eine angebliche Liebes- und Leidensfähigkeit Gottes „dialektisch“ zu entschärfen.

Die Hebräische Bibel ermutigt zu einem **dritten Weg**. Dazu, Gott mit unseren ureigensten Fragen zu konfrontieren. Wir dürfen das uns Unbegreifliche und Unfassbare mit Gott direkt abmachen. Wir dürfen unsere Zweifel, ja oft unsere Verzweiflungen ins Gebet nehmen, so rebellisch fragend es sein mag. *Gottes-Leidenschaft* im doppelten Sinn des Wortes: das ist es, was ich im Spätwerk Heines entdeckte: Es sind Texte eines Mannes, der die mit Gott doch noch nicht fertig ist. Und auf einen Gott hofft, der mit uns Menschen noch nicht fertig ist.

Noch einmal Szenenwechsel.

IV. Literatur und Weltreligionen

Nie werde ich ein Wort vergessen, das ich einem großen jüdischen Denker des 20. Jahrhunderts verdanke, **Abraham Joshua Heschel**. Schon in den 1960er Jahren fasst er seinen Einsatz für das interreligiöse Gespräch in die Worte: „Keine Religion ist eine Insel. Wir alle sind miteinander verbunden. Verrat am Geist auf Seiten eines von uns berührt den Glauben aller. Ansichten einer Gemeinde haben Folgen für andere Gemeinden. Religiöser Isolationismus ist heute eine Illusion.“

Faktisch aber leben wir in unserer Gesellschaft religiös oder nicht religiös noch weitgehend mit dem Rücken zu Anderen. Mit Tunnelblick nur für das Eigene. Mit heruntergeklapptem Visier, das uns daran hindert, die Gegenwart des **Andersglaubenden** als **Anders-Glaubenden** wahrzunehmen. Wie aber lernt man den Reichtum des je Anderen besser kennen als durch seine Ur-Kunden, seine Heiligen Schriften? Prozesse des Sich-Kennenlernens sind mühsam. Man muss sich schon auf den Weg machen, manchmal weit reisen.

Ich selbst habe solche Lernprozesse seit den neunziger Jahren nachvollziehen müssen. Wie als Christ beispielsweise den Islam einschätzen: So wie eh und je, seit Mittelalter und Reformation als Massenansammlung von Ungläubigen, von ungetauften Heiden? Dann höre ich bei interreligiösen Konferenzen mit Juden und Muslimen immer wieder den Namen „Abraham“. Dass für **Juden** dieser Abraham der „Vater“ ihres Glaubens an den einen Gott ist, wie im Buche Genesis beschrieben, war mir selbstverständlich bewusst. Kein Judentum, das sich nicht von Abraham und dem Bund Gottes mit ihm ableiten würde. Auch dass für uns **Christen** Abraham „unser aller Vater vor Gott“ ist, wie der Apostel Paulus im Römerbrief schreibt, war mir stets gegenwärtig.

Aber die Muslime? Völlig überrascht bin ich, als ich von meinen muslimischen Partnern höre, dass auch sie in Abraham ein Urbild dessen verehren, was „Islam“ als religiöse Grundhaltung wortwörtlich meint: Ergebenheit in den Willen des einen Gottes. **Goethe** hat diese Grundhaltung in einem schönen Vierzeiler zur Sprache gebracht, nachzulesen im „West-östlichen Divan“ von 1819. Auf den Streit der Religionen anspielend, heißt es dort: „Närrisch, dass jeder in seinem Falle / seine besondere Meinung preist / Wenn Islam gottergeben heißt / im Islam leben und sterben wir alle.“ Dieser grandiose Gedichtzyklus grenzenüberschreitender, wahrhaft inter-kultureller Kommunikation verdankt sich bekanntlich dem Dialog Goethes mit einem großen muslimischen Poeten des 14. Jahrhunderts, dem Perser **Mohammed Schemsed-din Hafis**, und „Hafis“ ist kein Name, sondern ein Titel, der bedeutet: „der den Koran auswendig kennt“.

Unabweisbar bin nun auch ich auf das Studium des Koran verwiesen, und ich beginne, es für mich aufzuarbeiten, dieses **Drama um Abraham und seine beiden Frauen Hagar und Sara** und seine beiden Söhne Ismael und Isaak. Aber zugleich auch die positiven Möglichkeiten zu explorieren, die in dem abrahamischen Wurzelwerk stecken, das Juden, Christen und Muslime miteinander teilen. So ist mein Buch „Streit um Abraham“ entstanden, das 1994 erscheint und in dem ich auf biblischer und koranischer Grundlage ohne alle Religionsvermischung die Konzeption einer „abrahamischen Ökumene“ von Juden, Christen und Muslimen vertrete. Davon weiter zu erzählen, ist hier nicht der Ort.

Ich will Ihnen stattdessen **von Lessing berichten**. Denn während ich am „Abraham“-Buch arbeite, stoße ich beim Studium des Koran auf die Sure 5 Vers 48. Hier spricht Gott an die Adresse von Juden, Christen und Muslime. „Für einen jeden von euch haben wir Bahn und Weg gemacht – doch wollte er euch mit dem prüfen, was er euch gab. Wetteifert darum um das Gute!“ (nach H. Bobzin). „Wetteifern“ um das Gute? Sofort kommt mir eine Stelle in Lessings „Ringparabel“ in den Sinn: „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach! / Es strebe von euch jeder um die Wette, / Die Kraft des Steins in seinem Ring‘ an Tag Zu legen!“ Blitzartig schießt mir der Gedanke durch den Kopf: Sollte Lessing das „Wetteifer“-Motiv seiner Ringparabel aus dem Koran bezogen haben und nicht etwa aus Quellen europäischer Aufklärung? Eigentlich undenkbar für einen Mann im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Das setzte sofort weiteres Fragen in Gang: Was hat Lessing konkret vom Islam gewusst? Hat er den Koran gekannt? Hatte er Kenntnisse von der islamischen Geschichte und Philosophie? Immerhin lässt er ja in seinem „Nathan“ drei Figuren aus der Welt des Islam auftreten: Sultan Saladin, dessen Schwester Sittah und einen Derwisch namens Al-Hafi. Aber die Forschung hatte dieses Faktum bisher als zeittypische exotische

Orientkulisse mit Jerusalem als Zentrum verharmlost, die nichts Ernsthaftes mit dem Islam zu tun habe.

Wenn man aber durch Dokumente nachweisen könnte, dass Lessing profunde Kenntnisse von Koran und islamischer Geschichte besaß? Wenn man überdies zeigen könnte, dass Lessing mit Schlüsselwerken der europäischen Orientalistik vertraut war, was dann? Dann würde ein völlig anderes Licht auf den „Nathan“ fallen und zur Schlussfolgerung zwingen: Lessing denkt in seinem Stück erstmals in der deutschen Literatur nicht nur „dialogisch“ (das Verhältnis Juden-Christen betreffend), sondern trilateral. Er hat alle drei monotheistischen Religionen gleichermaßen im Blick, deren Streit-, aber auch deren Versöhnungspotential. Sein „Nathan“ ist ja ein Familienstück, deren Pointe darin besteht, dass sich die ursprünglich bekämpfenden, durch ihre jeweilige Religionen auseinandergerissenen Personen als Angehörige *einer* Familie entdecken und am Ende fähig sind, sich wechselseitig in die Arme zu fallen. Ein unerhörter Einfall in einem Deutschland, in dem Juden gesellschaftlich verachtet und Muslime ignoriert werden.

Ich mache mich an die Arbeit und lege 1998 das Buch „**Vom Streit zum Wettstreit. Lessing und die Herausforderung des Islam**“ vor. Ich zeige durch Auswertung zahlreicher, in der Forschung bisher weitgehend übersehener oder nicht ernst genommener Dokumente: Lessing hatte genaue Kenntnisse vom Koran, von islamischer Geschichte und europäischer Orientalistik, Grundlage seiner Vision, wie sich Juden, Christen und Muslime im Geist des Wetteiferns um das Gute zueinander zu verhalten hätten. Das macht den „Nathan“ einzigartig in der deutschen Literatur bis heute. Zu einem Modell interreligiöser Kommunikation mit uneingelösten Potentialen. Hier möchte auch in Zukunft weiterarbeiten: „Die großen Religionen im Spiegel der Literatur“: ein Projekt, das mich auch in Zukunft in Atem halten wird.

Und ein letztes Mal Szenenwechsel.

V. Das Ethos der Literatur: Weltgewissen

Im August 1955 stirbt Thomas Mann im Kantonsspital zu Zürich. Trotz seines hohen Alters kommt der Tod überraschend, denn nur wenige Wochen zuvor, am 6. Juni, hatte er bei guter Gesundheit und bester geistiger Frische noch seinen 80. Geburtstag feiern können. Mit Ehrungen war er wie nie zuvor überhäuft worden. Anfang Juli war er noch nach Amsterdam und Den Haag gereist, um auch hier – anlässlich des in diesem Jahr begangenen 150. Todestags von Friedrich Schiller – einen programmatischen Vortrag zu halten.

Dann Noordwijk. Endlich wieder das Meer! Hier fühlt sich Thomas Mann, wie er dem Tagebuch anvertraut, „so wohl, wie ich es noch vermag“ (9.7.1955). Und wie eh und je

arbeitet er auch in diesen Tagen, selbst noch in einer Hütte am Strand. Und wir nehmen es als glückliche Fügung, dass die allerletzte Arbeit, die er vor seinem gesundheitlichen Zusammenbruch noch abschließen konnte, ein Geleitwort ist zu einem Sammelband unter dem Titel „Die schönsten Erzählungen der Welt“, verfasst in einer Strandhütte zu Noordwijk am Meer. Es ist sein Abschied von der Welt der Literatur und zugleich eine kleine, kostbare Hommage an die Literatur der Welt.

Ein anrührender Text des Achtzigjährigen. Weit davon entfernt, selbstzufrieden oder gar arrogant über andere zu urteilen, ist er noch fähig zum Staunen über die „Weite“ des „Horizonts“ dieses Buches, ja fähig zu „hellem Vergnügen“ am „Universalismus“ der ausgewählten Texte. Er genießt dieses „globale Geschichtenbuch“, wie er sich ausdrückt, diese „Ankerplätze“ einer „literarischen Weltumsegelung“. Da stehen „die großen Schweizer, die Österreicher, die Polen“ neben den „besten erzählerischen Leistungen der Tschechen, Ungarn, Südamerikaner“. Ein Flaubert und Maupassant neben Leskow, Tolstoj und Gogol. Da steht Biblisches (die Josephs-Geschichte) neben Jüdischem (aus Bubers „Erzählungen der Chassidim“). Da steht Christlich-Europäisches, Dante und Boccaccio, neben Muslimisch-Orientalischem: Texte aus „Tausendundeine Nacht“ und aus dem türkischen „Papageienbuch“. Da sind große Autoren Indiens, Japans und Chinas genauso versammelt wie die Spanier und Nordamerikaner. Cervantes neben Edgar Allen Poe, Thomas Wolfe und Herman Melville. Melvilles Novelle „Billy Budd“ liebt Thomas Mann besonders. Liebevoll schildert er am Ende den grandiosen Schluss dieser Seefahrgeschichte vom Tod eines schuldlos schuldigen Jungen. Seine Bewunderung für den „Kollegen“ von einst kleidet er in den Ausruf: „Oh, hätte ich das geschrieben ... Melville's ‚Billy Budd‘ ist wirklich eine der *Schönsten Erzählungen der Welt!*“.

Weltliterarisch denken! Dazu fordert uns Thomas Mann mit seinem letzten Text heraus. Keine zehn Jahre liegt der völkermordende Zweite Weltkrieg zurück. Längst hatte sich die Einstellung als Illusion erwiesen, dass vom „bloß Nationalen her irgendein Problem, ein politisches, wirtschaftliches, allgemein geistiges, noch zu lösen“ sei, wie TM schreibt. Es gehe heute „ums Ganze“, um „die Menschheit, um ihre Gesittung, ja um ihr Bestehen“. Das Universelle sei deshalb nicht nur das „bildungsmäßig Wünschenswerte“, es sei „das Lebensnotwendige“. Angesichts der Weltlage, so „entsetzlich gefahrendrohend wie der gegenwärtigen“, sei jedes geistige Unternehmen, das dem Gedanken des Universellen diene, „froh und dankbar zu begrüßen“.

Fast sechzig Jahre nach seinem Tod ist die Weltlage nicht weniger „entsetzlich gefahrendrohend“. Und noch weniger als vor Jahrzehnten sind wir in der Lage, „vom bloß

Nationalen her“ irgendein Problem zu lösen. Wir leben noch mehr als Thomas Mann in einer Phase beispielloser Globalisierung der Märkte und Kommunikationsmittel, im Zeitalter einer globalen Börse und eines *world wide web*. Wir sind mitten drin in Debatten um globale Zivilgesellschaft, Durchsetzung von Völkerrecht und Menschenrechten, um Religionsdialog und Menschheitsethos.

In die Schule der Dichter zu gehen, heißt konkret sinnlich erfahren, dass wir in einer immer stärker vernetzten Weltgesellschaft leben. Wer aber als Schriftsteller heute ernst nimmt, was Thomas Mann mit einem großen Wort „**Weltgewissen**“ genannt hat, riskiert vielfach noch seine Existenz, wenn nicht gar sein Leben. „Writers in Prison“ kann die entsprechenden Geschichten dazu liefern, ein 1960 gegründetes Komitee von Pen-International. Dessen Ethos ist seit 1921 in einer Charta von vier knappen Abschnitten niedergelegt. Sie enthält das **Grundethos eines Schriftstellers heute**, das nationen- und kulturenübergreifend gilt. „Literatur kennt keine Grenzen“, heißt es zum Beispiel in Punkt 1. „Sie muss eine gemeinsame Währung unter den Menschen bleiben trotz aller politischen oder internationalen Umwälzungen.“ Wie wahr und wie weit von der Realität entfernt. 2011 erhält der Algerier *Boualem Sansal* den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, dessen Werke in Algerien nicht erscheinen können, 2012 der Chineser *Liao Yiwu*, der durch vier Jahre Haft am eigenen Leib erfuhr, „was Gefängnis, Folter und Repression“ bedeuten. In seinem Buch „Für ein Lied und hundert Lieder“ (deutsch 2011) hat er „den Menschen am Rande der chinesischen Gesellschaft ein aufrüttelndes literarisches Denkmal“ gesetzt.

Dem weiter nachzugehen und das **Ethos der Literaten als Teil von Weltkultur und Weltöffentlichkeit** mit heutigen Diskursen um ein Menschheitsethos zu verknüpfen, reizt mich ebenfalls als eine Aufgabe der Zukunft. Es geht um das **Ethos der Humanität**, das sichtbar zu machen die Literatur eine eigene Formensprache entwickelt hat. Bei aller politischen Ohnmacht hat Literatur etwas ganz Eigenes und Unverwechselbares einzubringen: Anschaulichkeit gegen alle Abstraktionen, humane Fasslichkeit allen anonymen Mächten gegenüber.

Und Sie verstehen mich nach diesem Bericht über meinen Weg jetzt noch besser, wenn ich sage: Vor allem Inhaltlichen und Stofflichen abgesehen verdanke ich der Literatur auch die **Liebe zur Sprache** und das Glück über eine **gelungene Form**. Damit meine ich nicht nur wunderbare Gedichte, die auswendig zu können Momente meines Glück sind. Gedichte aus Heines „Romanzero“, Rilkes „Neuen Gedichten“, Brechts „Bukower Elegien“, Gottfried Benns „Statischen Gedichten“. Welch ein Lebens-Gewinn, drängt doch, wie Brecht einmal sagte, alle Kunst zur größten aller Künste: der Lebenskunst.

Mit Liebe zur Sprache meine ich Sprachgewissen. „Wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben“: Wenn dieser Satz aus der Apostelgeschichte, genauer: aus der Areopagrede des Apostels Paulus in Athen, ernst genommen würde, wäre Literatur mehr als wohlfeiler Illustrator für theologische Topoi. Auch kein Ersatz für Theologie. Sie soll das Ihre sagen, verpflichtet auf eine Ur-Kunde. Aber diejenigen, die dem bezeugten „Wort“ und der Auslegung der „Schrift“ verpflichtet sind, hätten bei den Wort-Künstlern und Schrift-Stellern in die Schreib- und Sprachschule zu gehen, bevor sie zu reden und auszulegen beginnen. Theologinnen und Theologen müssten Menschen sein mit Gewissen auch *im Ohr*. Ein federnden Satz, ein treffendes Wort, eine präzise Metapher, ein durchkomponierter Abschnitt, ein funkelnder Dialog: das alles „entsteht“ nicht, es kann „gemacht“ werden, wenn man nichts mehr verachtet als Sprachsklerose oder Sprachverfettung. Es gibt somit ein *Ethos der Verantwortung für Sprache*. Lesen Sie die von Helmut Zwanger zusammengestellte Gedichtssammlung „Gottesgedichte. Ein Lesebuch zur deutschen Lyrik nach 1945“ und Sie werden wissen, was ich meine. Es war der Lyriker **Günther Eich** der uns Theologen schon 1959 in seiner Rede zu Verleihung des Georg-Büchner-Preises „ins Stammbuch“ schrieb: „Von Gott kann man nicht sprechen, wenn man nicht weiß, was Sprache ist. Tut man es dennoch, so zerstört man seinen Namen und erniedrigt ihn zur Propagandaformel.“

Dass das nicht geschieht, dafür brauchen wir immer wieder neu den Weg zu den Literaten und Literaturen.

Besprochene Arbeiten:

Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Mit einem Vorwort von Walter Jens, 1978.

Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur, 1985.

„Ich glaube nicht, dass ich Atheist bin“. Neue Gespräche über Religion und Literatur, 1992.

„Ich schaffe Finsternis und Unheil“ Ist Gott verantwortlich für das Übel?, zus. mit Prof. Walter Groß, 1992.

Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam, 1998.

Jesus im Spiegel der Weltliteratur. Eine Jahrhundertbilanz mit Texten und Einführungen, 1999.

Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe, 2002.

Walter Jens. Literat und Protestant, 2003. Neuauflage 2013.

Weihnachten bei Thomas Mann, 2006.

Mutterland. Die Familie Mann und Brasilien, zus. mit Prof. Paulo Soethe und Prof. Frido Mann, 2009.

„Mein Geist ins unbekannte Land“. Dichter und Denker auf Tübinger Friedhöfen, zus. Prof. Wilfried Setzler und Tilmann Rösch, 2009.

Rilke und der Buddha. Die Geschichte eines einzigartigen Dialogs, 2010.

**Börsen, Banken, Spekulanten. Spiegelungen in der Literatur – Konsequenzen für
Wirtschaft, Ethos und Recht, zus. mit Prof. Heinz-Dieter Assmann 2011.
Im Ringen um den wahren Ring. Lessings „Nathan“ – eine Herausforderung der
Religionen, 2011.**